Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 16

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Doch. Es ging gut. Aber ich habe gesehen, daß das gar kein richtiges Geldverdienen ist. Geht's mir schlecht, muß ich ja nicht verhungern. Und ich muß aus dem Verdienst keinen Hauszins bezahlen und es reicht nicht dafür. Und werde ich krank, gehe ich in Vaters Sanatorium, und die Schwestern schwirren nur so um mich herum. Nichts auf der ganzen Reise war mir unangenehm, im Gegenteil. Alles war schön, oder lustig, oder lehrreich, oder... nichts betrübte mich, als ein Ereignis, das nichts mit meiner Reise zu tun hat. Was es aber in Wirklichkeit heißt, sein Brot verdienen zu müssen, das habe ich eingesehen."

„Willst du nicht auch versuchen, dein Brot zu verdienen, Irene", sagte der Herr. „Es würde dir vielleicht nachher besser bei mir schmecken."

„Was könnte anders werden?"

„Ich nicht. Aber vielleicht hättest du dich geändert. Vielleicht würdest du einiges ändern. Es steht alles bei dir." Jorinde wurde unruhig. Was das alles wohl bedeutet? Der Herr redet mit ruhigen Worten und verzieht das Gesicht nicht, aber der bösen Stimme nach müssen seine Worte eine andere Bedeutung haben. Er lud mich doch so freundlich ein, mitzufahren. Der Wagen hielt an, man war am Ziel. Der Herr öffnete die Türe und half Jo beim Aussteigen. Er hielt sie am Handgelenk fest und schob seine Finger ihr zwischen Hand und Aermel, weit am warmen Arm hinauf. Jo war das unangenehm, sie zog die Hand rasch zurück, doch kannte sie in ihrer Unerfahrenheit nicht die Bedeutung der kurzen Berührung. Sie dankte und merkte sich die Telephonnummer, die die Dame ihr noch rasch nachrief. Jo läutete. Das Auto war nicht mehr zu sehen, als endlich aufgemacht wurde. Eine hagere Person öffnete.

„Was wollen Sie?" fragte sie mißtrauisch. Sie trug eine glänzendgeplättete Schürze und ein schwarzes, langes Kleid, das den Boden streifte. Ihre Haare hatte sie oben auf dem Kopf zu einem kleinen Wülstchen zusammengewickelt, das der Volksmund „Bürzi" nannte, und das jeder Frau den Stempel der Lächerlichkeit verleiht, und den Eindruck macht, als sei alles an ihr zu eng, zu klein, zu mager, und selbstverständlich zu unschön geraten.

„Ich bin Jorinde Steffen", sagte Jo. „Und ich bin eingeladen worden, hier im Hause zu wohnen."

„So, so, eingeladen", sagte die Frau und hüstelte. Jo wußte nicht, ob sie die Hausfrau vor sich habe oder eine Hilfe.

„Kommen Sie herein", sagte die hagere Person, „Sie sind ja ganz naß. Stehen Sie hier auf den Lappen, damit nichts schmutzig wird. Und bitte, nicht auf den Strohstuhl sitzen, das verdirbt das Stroh. Hier ist eine Stabelle. Und nun kommen Sie, damit Sie die nassen Kleider oben auf der Laube ausziehen können." Soll ich umkehren, dachte Jo, oder ins Wirtshaus gehen? Das erschien ihr aber zu unhöflich dem Lehrer gegenüber .

„Sind Sie Frau Klöpfer", fragte sie.

„Natürlich. Wer sollte ich denn sonst sein? Hier im Hause laufen keine anderen Frauenzimmer herum als ich.
Wäre noch schöner, das Geld denen hinzuwerfen. Der Klöpfer würde mir...Der Klöpfer ist nämlich mein Mann."

„So", sagte Jorinde. „Natürlich". Die Frau ging vor ihr her die Treppe hinauf und führte Jo auf eine Holzlaube, wie sie bei den meisten Häusern auf dem Land zu finden ist.

„So, da ist ein Seil. Da können Sie Ihre Kleider aufhängen."

„Aber ich habe keinen andern Rock. Nur eine Bluse.... Können Sie mir vielleicht etwas leihen? Ich bin so naß."

„Zu Dutzenden habe ich die Jacken nicht vorrätig. Und die Röcke noch weniger. Wir werfen das Geld nicht weg." Jo zog ihre Strümpfe aus dem Rucksack, der naß, und dessen Inhalt feucht war, und begann sie anzuziehen. Frau Klöpfer wich nicht von ihrer Seite.

„Das kommt von den neumodischen Spinnwebstrümpfen und -hemden, nichts hält stand. Wenn ich ein Meitschi hätte, wohl, dem wollte ich. Die käme mir nicht mit solchem Zeug." Aber sie ging hinaus und holte eine graue, wollene Jacke, über die Jo, trotz der mutmaßlichen Lächerlichkeit ihrer Erscheinung, froh war. Ihre schweren Schuhe stellte sie auf den Sims der Laube und zog ihre dünnen Morgenschuhe an. Unten rief eine hohe krächzende Stimme nach der Frau.

„Ich muß denk' wohl gehen", sagte sie, „sonst... und da ist die Stube." Sie öffnete eine Türe und zeigte auf ein Bett, einen Stuhl und eine Kommode. „Ich denke, da haben Sie alles, was Sie brauchen. Wasser ist in der Küche, und der Krug steht auch unten. Ein Handtuch liegt da, und Seife haben Sie selber." Sie ging. Jo setzte sich auf den Holzstuhl. Wenn ich nur schon wieder fort wäre, dachte sie. Was ist das für eine Person? Das kann doch nicht die Frau des Lehrers sein? Sie ging an das Fenster und sah hinaus. **Fortsetzung folgt.**

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

7. Kapitel.

In weniger als zwei Minuten hatte ich mich in die Kleider geworfen. Als ich an Deck kam, sah ich, daß die Sonne bereits steil am Himmel stand. Trotz des herrlichen, sonnenklaren Wetters war, soweit die Sicht reichte, nur der tiefblaue Meeresspiegel zu erspähen.

Ich fuhr mit meinen Händen über die Augen.

Nicht, als ob ich das Gefühl hatte, zu träumen. Trotz eines leichten Schwindelgefühls und eines argen Hämmerns in meinem Kopf entging mir keinen Augenblick das Wirklichkeitsgefühl. Ich war mir über das Geschehene vollkommen im klaren: Die Yacht „Milica" hatte in den frühen Morgenstunden oder vielleicht schon im Laufe der Nacht die Anker gelichtet und die Fahrt nach einem mir unbekannten Ziele aufgenommen.

Plötzlich hatte ich das Empfinden, daß jemand hinter mir stand. Jäh wendete ich mich um. Ich blickte in das gerötete Gesicht eines großen breiten Mannes, der, in eleganter Leinenkleidung, die dunklen, schon ergrauten Haare von der Brise leicht zerzaust, mich anstarrte.

Nun kam er, als wollte er sich überzeugen, daß ich kein Gespenst, dicht an mich heran. Er überragte mich, obgleich ich nicht gerade klein bin, um eine Haupteslänge.

Er öffnete den Mund. Sein Atem verriet, daß er trotz der frühen Morgenstunde, bereits reichlich Whisky getrunken hatte.

„Mann, wie kommen Sie auf das Schiff?" rief er. Er sprach englisch; seine Stimme klang rauh und heiser.

Da ich nicht antwortete, musterte er mich neugierig. Sein Blick wanderte von meinen hellen Schuhen auf meinen Anzug, der einen guten Schneider verriet.

„Nach einem blinden Passagier sehen Sie ja nicht aus. Ich möchte bloß wissen, wo Sie bisher steckten...?"

Die schlanke, elegante Erscheinung, die jetzt hinter ihm auftauchte, enthob mich einer Antwort.

„Herr Weindal!!"

Obschon Milicas Gesicht Bestürzung verriet, hatte ich das deutliche Gefühl, daß sie Theater spielte.

Ich hatte noch kein Wort gesprochen; ich starrte das junge Mädchen feindselig an. Die großen, grauen Augen in dem schönen Gesicht wichen meinem Blick aus.

„Wollen Sie mir darüber Auskunft geben, wieso ich mich noch auf dem Schiff befinde..."

Ich richtete die im trockenen Ton auf deutsch gesprochenen Worte an Milica.

Es ist mir selber noch ein Rätsel ...", erwiderte sie scheinbar verwirrt. Und sie fügte hinzu: „Als ich in den frühen Morgenstunden von der plötzlichen Ausreise der Yacht erfuhr, ordnete ich an, die Gäste sofort zu wecken und an Land zu bringen. Man muß Sie vergessen haben ... Sie befanden sich ja, da die Gästekabinen nicht ausreichten, in einer Kabine mittschiffs .."

Sie bemerkte den ungeduldigen Blick des weißgekleideten Mannes, und sich an ihn wendend, fuhr sie in englischer Sprache fort: „Herr Weindal zählte zu meinen gestrigen Gästen. Ich hatte selbstverständlich nicht die geringste Ahnung, daß er sich noch auf dem Schiff befindet ..."

Plötzlich schien sie sich zu entsinnen, daß ich den grauhaarigen, breitschultrigen Herrn noch nicht kannte und sie sagte: „Das ist Mr. Lawrence, der Besitzer der Yacht ..."

Lawrence ergriff mit einer, wie es mir schien, nicht ganz echten Freundlichkeit meine Rechte und drückte sie. „Nun — dann seien Sie auf dem Schiff willkommen, Mr. Weindal!"

Es fiel mir auf, daß er meinen Namen, obwohl er ihn aus dem Munde Milicas vorhin nur flüchtig vernommen hatte, sehr korrekt aussprach. Der Umstand gab mir zu denken.

„Sie werden hungrig sein, Herr Weindal!" sagte Mr. Lawrence. In einer Viertelstunde essen wir. Bis dahin können Sie sich ein wenig in Ordnung bringen ... Man wird Ihnen eine andere Kabine geben. Meine Garderobe steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung, wenn ich auch fürchte, daß sie Ihnen nicht gerade wie angegossen passen dürfte ..."

Ein junger Neger tauchte auf. Er trug eine dunkle Hose und eine weißgestärkte Jacke. Er stierte mich ungeniert an. Mein rätselhaftes Auftauchen auf der Yacht schien ihm anscheinend nicht in den Kopf zu gehen.

„Kobra, Du führst den Herrn in Kabine fünf!" sprach Lawrence zu ihm.

Die große und luftige Kabine war außerordentlich elegant. Das Bett nur niedrig und breit. Ein Tisch, ein Sofa, zwei Klubsessel und ein kleiner Schreibtisch ergänzten die Einrichtung. Den Fußboden bedeckte ein dicker orientalischer Teppich, in den die Füße förmlich versanken.

In die rechte Seitenwand war ein geräumiger Schrank eingelassen. Links führte eine Tür in den anschließenden Baderaum. Der Neger öffnete sie. Weiße Kacheln, blanke Messingröhren und Kristallhähne funkelten im Scheine des Sonnenlichts, das durch die Milchscheibe des Deckfensters hereindrang.

Der Neger wartete stumm auf meine Befehle. Ich winkte ihm, er könne sich entfernen.

Kaum war ich allein, eilte ich zu dem kleinen, gediegenen Schreibtisch. Eine Briefmappe aus gepreßtem Schweinsleder wies in der rechten unteren Ecke den Namen der Yacht auf.

Darüber befand sich ein verschlungenes Monogramm aus drei Buchstaben. JBL.

Der Besitzer der Yacht war also der Millionär J. B. Lawrence, in dessen Floridaer Schloß der Maharadscha von J. beraubt wurde! Diese Entdeckung verwirrte mich noch mehr.

Als der Neger erschien, um mich zum Lunch zu führen, konnte ich es kaum erwarten, den Amerikaner und seine Nichte auf eine eindeutige Weise zur Rede zu stellen. Der Salon, in dem mich Lawrence und Milica erwarteten, übertraf alle meine Erwartungen. Die wundervolle Holztäferung, die alten Gemälde aus Meisterhand, ein entzückender Flügel, der riesige, prachtvolle Perserteppich am Boden und jeder der Einrichtungsgegenstände verriet nicht nur Kostspieligkeit, sondern auch einen erlesenen Geschmack. Obschon die Yacht einen Speisesaal besaß, wurde in dem Salon gegessen. Auf dem gedeckten Tisch standen zwischen Porzellan, Kristall und Silber wundervolle Blumen. Milica Borgholm empfing mich mit einem strahlenden Lächeln.

Wie schön sie war!

Meine berechtigte Empörung über den Streich, den man mir gespielt hatte, sank merklich. Als ich mir dessen bewußt wurde, redete ich mich erneut in Wut. Ich war ein Esel, daß ich mich durch das anziehende Aeußere des jungen Mädchens beeinflussen ließ! Keinen Augenblick länger wollte ich die Fragen, die ich mir bereits zurechtgelegt hatte, hinauszögern.

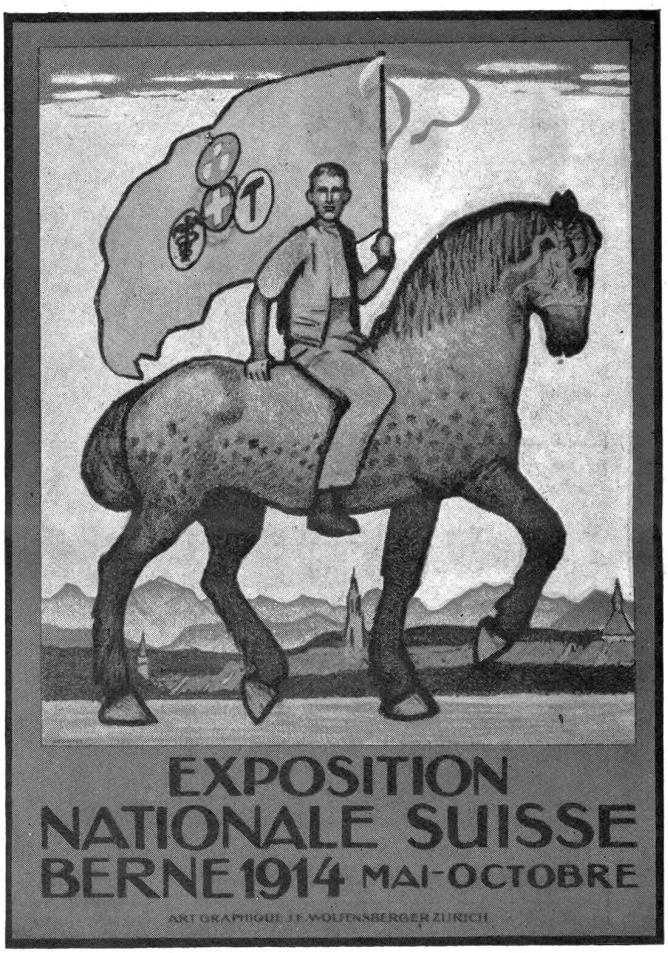
Ich öffnete grimmig den Mund.

Doch in diesem Augenblick erschien mit beladenem Tablett der Steward. Er war ein älterer Mann, mit den strengen glattrasierten Zügen des Dieners aus herrschaftlichem Hause. Sein Anblick zwang mich unwillkürlich zur Beherrschung. Gut, dachte ich, schließlich kannst du dich noch eine halbe Stunde — bis das Essen vorbei ist — gedulden.

Während des ebenso auserwählten wie ausgezeichneten Essens vermied ich es, Milica anzublicken. Sie bestritt fast allein die Unterhaltung.

Fortsetzung auf Seite 377.

* * *



EMIL CARDINAUX

zu der Gedächtnisausstellung in der Berner Kunsthalle

(4. April bis 2. Mai 1937)

Die Räume der Kunsthalle sind während dieses Monats dem Andenken des im Oktober letzthin verstorbenen Berner Malers Emil Cardinaux geweiht. Sie sind im obern Stock gefüllt von seinen licht- und farbenfrohen Landschaften, seinen geist- und geschmackvollen Figurenbildern und Porträts, während im untern Stock seine graphische Kunst in einer glanzvollen Kollektion von Plakaten zur Geltung kommt. Der starke künstlerische Wille, die schöpferische Geistigkeit und der schöne naturbejahende Optimismus, der die Räume oben und unten farbig durchflutet, sie lassen uns bewußt werden, daß die Schweizerkunst in Emil Cardinaux eines ihrer stärksten und fruchtbarsten Talente verloren hat. Aber auch, daß es dem Verewigten vergönnt war, seiner Kunst in den knapp sechzig Jahren seines Lebens Entscheidendes und Wertvolles zu schenken.

Und wenn wir gar in der Historie uns umsehen, und da oben werden alte, vergangene Zeiten wach, und auf Schritt und Tritt mutet es uns an wie beim Blättern einer Chronik. Welche Wandlung wird das Städtchen durchgemacht haben von dem Zeitpunkt an, da der erste Greyerzgraf Turimbert am 11. November 923 mit Boson, Bischof von Lausanne, einen Tauschvertrag unterzeichnete wegen des Zehnten Riaz. Und wieder was für Zeiten, als der Sohn Wilerins mit einer großen Zahl von Greyerzern nach dem heiligen Lande zog, um unter Gottfried von Bouillon das Banner der Grue hochzuhalten!

Krieg und Kriegsgeschrei ertönte mehr denn einmal um die trutzige Feste und die Bergstadt. Hier unter Rudolf III. gegen Peter von Savoyen, später unter Graf Peter III. gegen die Berner kämpfend, haben die Greyerzer vielfach in siegreichen Schlachten ihren Mut und ihre Kraft bewiesen. Im Jahre 1304 sehen wir ihn als Schloßherr, der sich gegen den Freistaat Bern auflehnte, unterstützt von vielen Adeligen. Aber die Schlacht bei Laupen war für den Feudalbund der Untergang, und mit der Hilfe der Urschweizer errang Bern einen glänzenden Sieg. Von da weg stieg den Bernern der Mut und nun sollte gegen Greyerz vorgegangen werden. Mit den Freien von Weißenburg und vielen Reisigen zogen sie gegen den Grafen Peter IV. von Greyerz und den Herrn von Thurm zu Felde, wurden aber von diesem geschlagen. Daß natürlich dieser Sieg gefeiert wurde, versteht sich von selbst. Große Turniere wurden im Schloß abgehalten und in mancherlei Belustigung wurde auch das Volk herangezogen. Dabei wirkte vor allen Dingen Girard Chalamala, Spaßmacher und Haushofmeister von Peter III. und Peter IV. mit. Nach alten Chroniken muß er mit viel natürlichem Witz begabt gewesen sein, wie nicht zuletzt auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben. Er war auch der Vorsitzende des hochlöblichen Narrengerichtes, das bei großen Festlichkeieten tagte, sich mit allerlei Fragen, auch Schloß und Stadt betreffend, beschäftigte, dabei auch etwa über heiklere Dinge saß, wie Liebschaften der Hofjungfrauen, Pagenstreiche, kurz, alles Dinge, die mit Greyerz und seinen Leuten in Zusammenhang gebracht werden konnten.

Es muß für Greyerz, Stadt und Land eine herrliche Zeit gewesen sein, das Regime Peters IV., der mit seinen Leuten, Hirten und Hirtinnen alles mitmachte und so richtig Führer war. So ein Ringeltanz, der drei Tage dauerte führte die Greyerzer durchs ganze Ländchen hinauf bis nach Saanen. Ueber siebenhundert Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen haben sich an diesem Zug beteiligt, der in Liedern und in der Geschichte des Landes eine große Rolle spielte. Uhland hat diesen Stoff in einem Gedicht „Der Graf von Greiers" behandelt, während Patois-Lieder in anderer Form uns davon Kenntnis geben. So fängt eines dieser Lieder an: „Le Comto dé Gruvire / Se leva on matin / Il appelé son pagde Et lei dit: Bon Martin, / Va-t-in salla ma mula / Et non tzavo grison, / E vu alla in Sazima / Jò mes vatzés y sont."

Wieder ein kriegerischer Herr war Rudolf IV., der 1384 gegen die Walliser zog, die sich gegen Amadäus VII. von Savoyen aufgelehnt und sich sogar des Chablais bemächtigt hatten. Nur Dank dem Eingreifen der Saaner konnte eine große Niederlage verhindert werden, — immerhin mußten die Greyerzer viele Tote auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Von seinem Nachfolger weiß man nur, daß er während seiner kurzen Regierung mild und wohltätig regierte, Ordnung und Gerechtigkeit im Lande walten ließ.

Seine Nachfolger, Franz I. und sein Sohn Ludwig, verstanden es noch ausgezeichnet, nach allen Richtungen Bündnisse zu schließen und mit Hilfe ihres Geldes auch große Sicherheiten zu erreichen. Sie waren Nehmende und Gebende, bis dann Michael, der letzte Greyerzergraf, von Reichtum und Ehren verblendet, das Große seiner Ahnen wieder zunichte machte. Unter seinem Regime brach der Ruin über das Haus Greyerz herein, — einmal durch tolle Liebesabenteuer, den Dienst an fremden Höfen und durch Schulden. Die Tagsatzung in Baden erklärte am 9. November 1554, daß der Graf seine Länder und Güter seinen Gläubigern abzutreten habe, jedoch unter Vorbehalt der Rechte und Freiheiten. Im daraufolgenden Jahre wurde das Gebiet von den Ständen Freiburg und Bern in Besitz genommen, während Graf Michael das Land verließ und sich in Frankreich niederließ. Greyerz bekam durch die Tagsatzung der Kantone nun in der Person des Edlen Johann von Castella, Herr von Châtel-St. Denis, einen provisorischen Guvernator. Am 2. Dezember 1555 leisteten die neuen Untertanen den gnädigen Herren von Freiburg den Treueid, die dann als ersten Landvogt Anton Krummenstall einsetzten.

Landvögte regierten nun in der Folge die Grafschaft bis zum Jahre 1798. Die Burg wurde ihr Wohnsitz und von 1803 an derjenige der Regierungsstatthalter (und von 1815 Sitz der Oberamtmänner). Die „Très-honoré-Seigneurs", wie sie genannt wurden, verließen die Burg erst 1848, als das Schloß in Privatbesitz überging und von den neuen Besitzern zu einem Museum verklungener Zeiten gemacht wurde. Wie ein Abruzzennest ragt es über dem Tal der Saane empor. Feierliches Schweigen, das Ewigkeiten ahnen läßt, lastet um das urgraue Burggemäuer. Wenn wir heute durch das Städtchen wandern, wo der silberne Greyerzer Kranich in vielen Wappen, Emblemen anzutreffen ist, Jahreszahlen aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert uns grüßen, so fehlt nur noch eines droben im Schloß: Reifrockdemoiselles, sich erlustierend, Burgfrauen in Haube und züchtiger Puffärmeltracht, von dort weit hinausschauend in die anmutige, schöne Landschaft des Greyerzerlandes.

Es gibt wohl keinen besseren Vers, der auf Greyerz Bezug hätte, als der Vierzeiler Mußmanns:

„Die Türme und die Mauern, sie schau'n so trutzig drein,
Als sollte ewig dauern, ihr festgefügt Gestein.
Es ist, als stünd' geschrieben am Tor der stillen Stadt:
Hier ist einst steh'n geblieben der Zeiten eilend Rad!"

*

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

Lawrence sprach kein Wort; er speiste mit mächtigem Appetit und trank viel. Ich konnte das Ende des Essens kaum erwarten. Obschon ich jedes Recht besaß, von den beiden über Ziel und Dauer der Fahrt Auskunft zu verlangen, empfand ich eine unerklärliche Scheu vor der Aussprache.

Endlich war es so weit.

Der Steward mit dem Hoflakaiengesicht brachte Schnäpse und Zigarren. Auf das Drängen des Amerikaners steckte ich mir eine der dicken Havannas an. Milica, die Zigarette zwischen den Lippen, schritt an den Flügel und öffnete ihn. Ich hielt es nicht länger aus.

„Vielleicht gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Fräulein Borgholm!" Meine Worte klangen ungewollt barsch.

Milica und Lawrence sahen mich überrascht an. Ich mäßigte ein wenig meine Stimme, als ich fortfuhr: „Ich glaube das Recht zu besitzen, an Sie einige Fragen zu richten. Vor allem: Warum zwangen Sie mich zu dieser Reise?"

Meine Frage hatte eine merkwürdige Wirkung.

Onkel und Nichte begannen gleichzeitig zu lachen. Der rauhe Baß des Millionärs war es, der eine Antwort gab.

„Aber, Herr Weindal! Wie kommen Sie bloß auf eine so bizarre Idee? Selbstverständlich steht es Ihnen frei, die Yacht in dem Augenblick zu verlassen, da wir den Hafen von Beirut anlaufen ..."

Ich sprang auf.

„Ich soll mit Ihnen bis nach Beirut??!"

„Da Sie sich nun einmal gewollt oder ungewollt an Bord des Schiffes befinden, müssen Sie schon unsere Gastfreundschaft bis Beirut beanspruchen", kam gelassen die Antwort.

Aber ich habe nicht die geringste Lust, diese lange Reise mitzumachen!" rief ich verzweifelt. „Sie können mich doch im ersten Hafen aussetzen!"

„Der erste Hafen ist eben Beirut!" erwiderte unbewegt der Amerikaner. Da ich ihn verständnislos anstarrte, fügte er

erklärend hinzu: „Ich habe in Monte Carlo eine Wette abgeschlossen, daß ich mit meiner Yacht spätestens Donnerstag mittag in Beirut bin, also in Rekordzeit das Mittelländische Meer von Westen nach Osten durchquere. Ich würde Ihnen ja gerne den Gefallen tun, den nächsten nordafrikanischen Hafen anzulaufen, aber bei der Wette geht es um eine Summe, die auch für mich nicht unbedeutend ist. Und schließlich ...", nun lachte Lawrence, „ist es ja nicht mein Verschulden, daß Sie sich auf dem Schiffe befinden!"

In mir kochte es. Ich glaubte natürlich kein Wort von dieser sonderbaren Wette. Lawrence und Milica lag zweifellos nur daran, mich für eine Zeit festzuhalten. Ich bezwang meine Empörung und fragte ruhig:

„Sie erlauben mir doch, daß ich eine Funkdepesche absende?"

„So viele, wie Sie wollen, Herr Weindal!" erwiderte freundlich Lawrence.

„Und wird Ihr Funker meine Depesche weiterleiten, wenn diese an die französischen Hafenbehörden gerichtet ist?"

Lawrence lächelte.

„Auch dann, Herr Weindal. Aber bitte, bedenken Sie, welchen Eindruck Ihr Telegramm auf die Behörden machen wird. Falls sie die Depesche nicht für einen schlechten Scherz halten, werden sie höchstens die Meinung gewinnen, daß der Funker der Yacht „Milica" zu tief in das Glas geschaut hat. Oder glauben Sie etwa, daß auf die Depesche hin ein Kriegsschiff sofort mit Volldampf die Jagd auf die „Milica" aufnehmen wird ...?"

Ich schluckte und sagte, so ruhig ich es eben vermochte: „Ich sehe, Mr. Lawrence, daß mir nichts übrig bleibt, als zu dem bösen Spiel gute Miene zu machen. Aber wissen Sie, wie jeder Staatsanwalt Ihre Handlung nennen würde?"

„Doch nicht etwa Freiheitsberaubung?"

„Ganz genau so", sagte ich kühl.

8. Kapitel.

Ich hatte plötzlich meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Als wäre ich an der ganzen Angelegenheit unbeteiligt, wendete ich mich dem Flügel zu. Ich hatte während der Unterredung mit Lawrence vermieden, Milica anzusehen. Sie saß noch immer auf dem kleinen Drehstuhl vor dem Klavier und blickte mich an.

Es war derselbe flehende Blick, mit dem sie mich, den Unbekannten, vor acht Tagen auf der Straße gebeten hatte, Williams zu folgen.

Und auch diesmal tat ich etwas, gegen das sich die Vernunft in mir empörte. Ich wendete mich wieder zu Lawrence und sagte: „Mr. Lawrence, ich sprach vielleicht unüberlegt. Entschuldigen Sie meine Worte."

Der Millionär reichte mir lachend die Hand.

„Sie befanden sich in einem Erregungszustand, der Sie auf Gedanken brachte, auf die Sie sonst nie verfallen wären. Aber sprechen wir nicht weiter darüber ..."

Am liebsten hätte ich ihm das Glas, mit dem er mir zutrank, aus der Hand geschlagen. Ich konnte Lawrence in diesem Augenblick, da er mir mit echter oder falscher Großmütigkeit vergab, weniger denn je leiden. Ich beherrschte mich und sagte: „Sie mögen recht haben, Herr Lawrence, ich war sehr erregt."

Milica sah mich dankbar an. Ihre schönen, wohlgeformten Finger ruhten noch immer regungslos auf den Tasten des Klaviers. Lawrence wandte sich an sie: „Mil, willst Du nicht etwas singen?"

„Ja, Jerry", erwiderte sie mechanisch.

Es war mir bereits aufgefallen, daß sie Lawrence einfach Jerry nannte.

Hauchzart erklangen die ersten Töne.

Welch wundervolle Stimme das junge Mädchen besaß! Verzückt starrte ich auf den schön geschwungenen Mund der Singenden. Glockenklar und mühelos entströmten ihrer Kehle die süßen, bezaubernden Klänge eines altenglischen Liedes.

Lawrence, die qualmende Zigarre zwischen den großen, gelblichen Zähnen, lauschte ebenfalls reglos. Sein schwerer Körper versank in dem tiefen Klubsessel; die geröteten Lider waren halb gesenkt und ließen nur einen schmalen Spalt seiner Augen sehen. Er stöhnte leise.

Da wurde die Tür zum Salon geöffnet. In ihrem Rahmen stand ein langaufgeschossener, rothaariger Mann. Er trug eine blaue Jacke mit Goldtressen. Die ebenfalls goldverbrämte Kappe hielt er in der Hand.

In den schweren Mann im Klubsessel kam plötzlich Leben. „Kommen Sie, Kapitän", rief Lawrence munter.

Der Rothaarige näherte sich mit dem breiten, schaukelnden Gang der Seeleute.

„Kapitän O'Connor! — Herr Weindal, ein lieber Gast", stellte der Schiffseigentümer vor.

Falls der Ire sich Gedanken über mein unerwartetes Auftauchen auf dem Schiff machte, so verstand er es ausgezeichnet, diese Gedanken zu verbergen. Sein langes, für einen Seemann auffallend farbloses Gesicht zeigte keine Spur von Ueberraschung.

„Der Kapitän ist ein Meister des Brigdespiels", erklärte Lawrence. „Ich hoffe, Sie spielen Brigde, Herr Weindal!"

„Leider nicht", log ich.

Ich hatte keine Sehnsucht danach, Lawrence die Reise zu verkürzen. Er machte eine bedauernde Miene.

„Schade. Auch Mil ist keine Spielerin. Alle meine Bemühungen, ihr das Spiel beizubringen, hatten keinen Erfolg. Ein Glück, daß meine Schiffsoffiziere leidliche Partner sind."

Lawrence war, wie ich mich im Laufe der nächsten Tage überzeugen konnte, ein besessener Brigdespieler. Der Kapitän, der Funker und der Chefingenieur waren seine ständigen Partner. Ich glaube, die drei Schiffsoffiziere waren von Lawrence weniger ihrer beruflichen Fähigkeit, als vielmehr ihrer Fertigkeit im Brigdespiel wegen engagiert worden. Er bezahlte sie gut und gab ihnen die Summen, die er ihnen im Spiel abnahm, in Form außerordentlicher Zulagen zurück.

Schon kurz nach dem Diner setzten sich die vier Männer an den Spieltisch. Da die Yacht ausreichend bemannt war, wurden die Offiziere nicht weiter vermißt.

Ich hätte um mein Leben gern mit Milica unter vier Augen gesprochen, aber den ganzen Nachmittag bot sich dazu keine Gelegenheit.

Das Diner wurde gemeinsam mit den Offizieren eingenommen, nach dem Essen setzten sich die vier Männer sogleich wieder zum Spiel zusammen.

Milica und ich sahen dem Spiel zunächst eine Weile zu. Dann erhob sie sich und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen.

Ich wartete, um Aufsehen zu vermeiden, noch ein wenig, dann schritt auch ich hinaus.

Es war eine tiefblaue, sternklare Nacht. Trotz der Finsternis an Deck erblickte ich Milica sofort. Sie stand an der Reling und starrte auf die im Scheine der Steuerbordlaterne gespenstisch grün erscheinenden Wellen.

Ich dachte zunächst, Milica hätte mein Kommen überhört. Ich stand bereits dicht hinter ihr, als sie sich umdrehte.

Die Bewegung war so unerwartet, daß ich nicht mehr Zeit fand, zurückzutreten. Wir prallten fast zusammen. Meine Arme griffen unwillkürlich schützend nach ihr. Die Berührung war nur kurz, aber sie brachte mein Blut ins Wallen.

Ich pries die Dunkelheit, die Milica verhinderte, mein Gesicht zu sehen. Es hätte ihr meine Verwirrung bestimmt verraten. Ich war bisher Frauenreizen nur schwer zugänglich gewesen. Während meiner Laufbahn als gefeierter Artist boten sich mir zu leichten Siegen häufig Chancen. Ich verschmähte sie. Warum aber übte dieses Mädchen, dem zu mißtrauen ich reichlich Gründe hatte, einen unerklärlichen Zauber auf mich aus ...? Ich fand keine Antwort darauf. Wie Millionen anderer Männer in gleichen Situationen auf eine ähnliche Frage keine Erwiderung fanden.

Fortsetzung folgt.